Grundlagen der "Bibel in der gerechten Sprache"

Autor(en): **Kebir, Sabine**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **101 (2007)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-389911

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Im Märzheft dieses Jahrgangs hat Reinhild Traitler die «Bibel in gerechter Sprache» erstmals vorgestellt. Gerechtigkeit in der biblischen Sprache will die BigS, wie sie liebevoll genannt wird, vor allem gegenüber der androzentrisch verkürzten Stellung der Frau und der polemischen Abgrenzung zum jüdischen Umfeld herstellen. Die folgende Auseinandersetzung von Sabine Kebir mit der BigS ergänzt die erwähnte Besprechung, insofern die Verfasserin auch auf den Begleitband der Neuübersetzer/innen über deren Grundlagenarbeit eingeht. Sabine Kebir ist Literaturwissenschaftlerin, habilitierte Politologin und Autorin zahlreicher Bücher, zuletzt noch der Biographie über die Brecht-Freundin Ruth Berlau «Mein Herz liegt neben der Schreibmaschine». Die Verfasserin lebt in Berlin und ist mit dem algerischen Regisseur Saddek Kebir verheiratet. *Red.*

Sabine Kebir

Grundlagen der «Bibel in gerechter Sprache»

Die Bibel – übersetzt in gerechte Sprache? Grundlagen einer neuen Übersetzung. **Gütersloher Verlagshaus 2006, 240 Seiten, EUR 19.95**

Sinnüberschuss der biblischen Texte

Der von den Neuübersetzer/innen verfasste Begleitband verweist auf die vielen Menschen nicht bekannte Tatsache, dass die *Lutherbibel* bereits *mehrfach revidiert* wurde. Und Luther selbst war sich bewusst, dass es keine mechanische Kongruenz der Sprachen gibt. Zwar gab er vor, jede willkürliche Entfernung vom Buchstaben vermeiden zu wollen, nutzte aber, wo die wörtliche Übersetzung unmöglich war, bewusst das Mittel *theologischer Interpretation*. Die Übersetzung, betonte er, «ist *mein* Testament und *meine* Verdolmetschung, und es soll mein bleiben und sein». So verteidigte er z. B. die Einfügung von *«sola»* in den lateinischen Text, weil das Deutsche einen impliziten Gegensatz nur durch das Wörtchen «allein» ausdrücken könne. «Der Text und die Meinung von S. Paulus selbst fordern's und erzwingen's mit Gewalt.»

Neuübersetzungen können nicht nur an Luthers Überzeugung der *Subjektivität des Übersetzens* anknüpfen, sondern auch an sein Credo, dass dabei «dem Volk aufs Maul zu schauen» sei, also in eine Sprache der Gegenwart übertragen werden muss. Luther hat nicht nur die Historizität seiner eigenen Übersetzung sehr genau reflektiert, sondern auch einen Sinnüberschuss der heiligen Texte vorausgesetzt, der eine *Neuinterpretation in jeder neuen Zeit* geradezu herausfordert.

Die Bibelneuübersetzung in gerechte Sprache kann die Legitimität ihres Projekts nicht nur von Luther selbst herleiten, sondern begibt sich auf ein Terrain, auf dem sie sich der *jüdisch-rabbinischen Tradition* annähert. Diese neigte methodisch weniger zu Kanonisierungen als die christliche. Einer ihrer fruchtbarsten Aspekte ist das Bewusstsein, dass es eine *geschichtliche Entwicklung* gibt, der nicht nur der Sinn der Texte unterworfen ist, sondern auch deren sprachliche Form.

Es ist geradezu die *Pflicht jeder Generation,* sich die heiligen Texte auf ihre spezifische Weise anzueignen, wenngleich dabei natürlich die vorangegangenen Interpretationen zur Unterstützung herangezogen werden müssen. Der Text kann und muss also immer wieder neu verstanden werden. Für die neue Bibelübersetzung heisst das, dass sie natürlich nicht nur die Lutherbibel in Betracht zu ziehen hat, sondern auch andere Übertragungen wie zum Beispiel die von jüdischen

Sichtweisen geprägte *Martin Bubers*. Darüber hinaus ist an Erkenntnisse und Erfahrungen anzuknüpfen, die Übersetzungen in *andere Sprachen* entsprungen sind. Das alles bedeutet keine Willkür: Die weitest möglichen Annäherungen an heutige Gerechtigkeitsvorstellungen gehören natürlich auf den strengsten philologischen Prüfstand.

Falsche Kluft zwischen «Gesetzes-» und «Gnadenreligion»

Die Kombination dieser methodischen Kriterien ergibt schon in Hinblick auf Luther eine grundsätzliche Kritik. So übersetzte er – nachweisbar wider besseres philologisches Wissen – Begriffe wie «Gesetz», «Gebot», «Auftrag», «Rechte» im Alten Testament oft einheitlich mit «Gesetz», weil er eine Leitdifferenz zwischen dem *Judentum* als «Gesetzesreligion» und dem *Christentum* als einer «Gnadenreligion» akzentuieren wollte. Damit verbreiterte er bewusst eine bereits seit *Paulus* bestehende Kluft. Schon *Moses Mendelssohn* hielt fest, dass sich Luthers und andere christliche Anverwandlungen des Alten Testaments fernab von der rabbinischen Tradition der Auslegung bewegten, wollte ihnen aber gleichwohl das Recht dazu nicht versagen.

Aus heutiger Sicht hat die «Leitdifferenz» jedoch zur *katastrophischen Konfrontation* der Christen gegenüber dem Judentum beigetragen. Wenn sie also mit philologischen Begründungen entschärft werden kann, indem «Gesetz» nur da übersetzt wird, wo es auch wirklich steht, ist das bereits ein wertvoller Gewinn der Bibelübersetzung in gerechte Sprache. Aus kulturhistorischer Sicht können die Neuübersetzer auch geltend machen, dass sich Gesetzes- und Gebotsbegriffe im Alten Testament nur zu einem kleinen Teil auf den Willen Gottes selbst beziehen, sondern oft nur auf den damit identifizierten Willen *weltlicher Herrscher*.

Bezüglich der Evangelien betont der Begleitband, dass sie *keinerlei Kollektivverurteilung* des Volkes Israel oder der Pharisäer enthalten, sondern nur die Verurteilung des Verhaltens einzelner Menschen. Die immer wieder vermutete Kollektivverurteilung entsprang ausserbiblischen Manipulationen.

Die philologische Inventur alter Bibelversionen bringt zu Tage, dass oft Begriffe wie «Rechtsbruch» und «Ungerechtigkeit» einfach mit *«Sünde»* wiedergegeben wurden, womit nach Meinung der Neuübersetzer *Unrechtsstrukturen vernebelt* wurden. Das geschah auch oft mit «Sklaven» und «Sklavinnen», die in Knechte und Mägde umbenannt wurden. Vernebelt wurde dabei aber auch die Haltung der ersten Christen zu den Sklaven, die sie demonstrativ als von Gott gleichberechtigte Menschen anerkannten. Solche *revolutionären Züge* enthalten jedoch auch Passagen des Alten Testaments.

Hagars verkannte Rolle

Heidemarie Salevsky verweist auf die in der christlichen Exegese vernachlässigte Geschichte der Ägypterin *Hagar,* die dem kinderlosen Paar *Abraham* und *Sara* den Sohn Ismael gebärt, der nach der Verstossung zum Urvater der Beduinen wird. Hagar ist eine Fremde, eine Heidin, eine Sklavin und eine Gedemütigte, die aber doch von Gott nicht verlassen wird und «etwas tut, was nirgendwo sonst in der Bibel nochmals ein Mensch tun wird: Gott mit einem Namen benennen».

Brigitte Kahl sieht in ihr deshalb sogar eine bislang verkannte «Prophetin und Verkünderin, die lange vor der Moses- und Exodus-Offenbarung Gott als einen Gott proklamiert, dem das Schicksal niedergebeugter Sklavinnen und Sklaven im fremden Land nicht gleichgültig ist».

In diesem Zusammenhang halte ich es für wichtig hervorzuheben, dass der *Islam* Leidensweg und Ruhm der Hagar in diesem Sinne interpretiert und in ihrer Geschichte die spiegelbildliche Geschichte der Rettung Israels aus Ägypten

versteht. In *afrikanischen Kirchen* spielt Hagar denn auch für die Koexistenz und den interreligiösen Dialog mit dem Islam eine wichtige Rolle.

«Ich bin Gott und kein Mann»

Die Neuübersetzung in gerechte Sprache konnte eine bereits mehrere Jahrzehnte währende Tradition *feministischer Bibelkritik* fruchtbar machen. Es ist hier nicht der Ort, die Fülle aller Erkenntnisse und Vorschläge auszubreiten, deren philologische und kulturhistorische Umsetzbarkeit die Neuübersetzung zu prüfen hatte. Tatsächlich sind in den alten Übertragungen *Frauen als Subjekte* von biblischen Erzählungen oft in ihrer Bedeutung herabgemindert und auch als von Gott Angesprochene oft unterschlagen worden.

Ein von der feministischen Exegese zu Recht als zentral behandeltes Thema bedeutet die Frage nach dem *Geschlecht Gottes,* das philologisch keineswegs eindeutig männlich festgelegt ist. Da das Judentum das Nennen von Gottes wirklichem Namen nicht erlaubt – das Tetragramm «Jhwh» ist nur eine Umschreibung, seine Vokalisierung im Althebräischen unklar –, enthält die Bibel eine grosse Zahl von Gottesbildern, die, wie *Ulrike Bail* schreibt, «Gott mit weiblichen Attributen und Verhaltensweisen verbinden oder geschlechtsneutral sind. So kommt Gott im ersten Testament als Hausherrin, als Weisheit, als Mutter, Hebamme und Amme, als Sonne, Quelle und Fels, als Auge, Flügel und Adlermutter, als Lufthauch, Feuer und Wolke zur Sprache. Gerade die nichtpersonalen Bilder eröffnen weite Räume, um Gott nicht geschlechtsspezifisch zu denken.»

Bail ruft auch in Erinnerung, dass Gott in *Hosea 11,9* sagt: «Ich bin Gott und kein Mann». Auch wenn die Betonung hier auf dem Nicht-Menschsein liegt, ist doch wichtig zu betonen, dass im Hebräischen das Wort für «Mann» und nicht das für «Mensch» gebraucht wird. Auch steht im hebräischen Text, dass Gott den Menschen «männlich und weiblich» schuf und zwar in beiden Formen nach seinem Ebenbilde. Wenn viele ältere Übersetzungen schrieben, dass Gott «Mann und Frau» geschaffen habe, ebneten sie den gedanklichen Weg zur Unterordnung der Frau mehr als der Urtext.

Hinsichtlich der *Gottesbezeichnung* in der vorliegenden Neuübersetzung musste sich das Übersetzerteam nicht nur mit dem Problem der Entmännlichung beschäftigen. Bisherige Lösungen wie die Ersetzung vieler verschiedener Gottesbilder allein durch «Gott» kamen nicht mehr in Frage. Die schon auf die griechische Fassung zurückgehende Bezeichnung «Herr» (Kyrios) war zwar ursprünglich revolutionär und antirömisch geprägt. Sie erscheint aber wegen ihrer männlichen Konnotation und des heutigen allgemeinen Gebrauchs des Wortes nicht mehr zeitgemäss.

Als unzeitgemäss haben die Übersetzer/innen aber auch die Wiedergabe der ganzen Vielfalt der *Gottesbilder* angesehen. Die jeweiligen Übersetzer konnten hinsichtlich ihrer Abschnitte nach ihren Erkenntnissen selbst entscheiden, wobei eine *begrenzte Anzahl von Möglichkeiten* herauskam. Neben «die» und «der Ewige», «die» und «der Eine», «die» und «der Heilige» kommen auch hebräische Bezeichnungen wie «adonaj», «ha-schem» und «ha-makom» vor, «Er», «Sie», «Du», aber auch «Gott». Bemerkenswert ist, dass sich links oben auf jeder Doppelseite eine Aufzählung alternativer Möglichkeiten befindet, die der jeweiligen Situation des Lesens oder des Vorlesens angepasst werden können.

Das Problem der Gottesnamen hat das Team der Neuübersetzer am meisten beschäftigt und möglicherweise die am wenigsten überzeugenden Resultate gebracht. Wichtig aber ist, dass das Problem als solches transparent gemacht wurde und die Diskussion als offen bezeichnet ist.

Sexismus in den Texten selbst

Nicht allen «Ungerechtigkeiten» der überkommenen Bibelübersetzungen ist überzeugend beizukommen. *Martin Leutzsch* hält fest, dass nicht nur Übersetzungen *sexistisch* sein können, sondern auch *biblische Texte* selbst. In den Fällen, in denen die philologische Überprüfung in den verfügbaren historischen Textgrundlagen keine Gerechtigkeit rekonstruieren kann, empfiehlt *Helga Kuhlmann* den Übersetzerinnen, diesen Tatbestand auch nicht zu verschleiern.

Dass die Bibel in gerechter Sprache besonders hinsichtlich des Gottesnamens auf den ersten Blick verwirrend wirkt, mag manchen verstören. Aber niemand darf doch eigentlich erwarten, dass antike Texte, die über Hunderte von Jahren entstanden und uns in mehreren ebenfalls antiken Sprachen überliefert wurden, «leicht» lesbar gemacht werden könnten.

Mag diese oder jene Übersetzungsentscheidung der «Bibel in gerechter Sprache» auch fragwürdig sein, die im Begleitband dokumentierte *spannende Methodendiskussion* genügt den höchsten philologischen, religions- und kulturwissenschaftlichen Ansprüchen unserer Zeit. Dies ist umso bemerkenswerter, weil es nicht viele Projekte ähnlichen Ausmasses gibt, die sich um Gerechtigkeit und Gleichberechtigung bemühen.

Reinhild Traitler

Fast ohne Mozart … … auch fast ohne Armstrong

«Einbettung» ins Gemeinschaftswerk

«Fast ohne Mozart… auch fast ohne Armstrong» nennt der Wiener Germanist *Franz Forster* seine Sammlung von *«Gedichten über Musik»*. Da ich Musik lieber höre, fand ich das zuerst ein etwas gewagtes Unternehmen. Bis mir eingefallen ist, dass ich die Posaunen, die die Ankunft des Komtur beim Gastmahl des *Don Giovanni* ankündigen, nie so klar «gehört» habe, wie in *Mörikes* kleiner Novelle *«Mozart auf der Reise nach Prag»*.

Damit wären wir schon mitten drin im Thema. Auch Mozart stimmt. Franz Forster macht sich nämlich kenntnisreich ans Werk, dieser Ikone der österreichischen nationalen Identität die Goldpatina abzukratzen. Dazu braucht es im Land der unvermindert lukrativen *Mozartbewirtschaftung*, wo man das Genialische des ewigen Wunderkindes in immer neuen Varianten erfindet, eine gewisse heitere Unbekümmertheit und ein bestechendes Konzept.

Franz Forsters Konzept heisst «Einbettung». Aufzeigen, dass (musikalische) Kultur immer ein Gemeinschaftswerk ist, bei dem musikalische Begabung und soziale Möglichkeiten zusammenwirken müssen, damit sich Talent überhaupt entfalten kann. Er bevölkert den Kosmos um Mozart herum mit einer *Fülle von Musikern,* die es nicht in den Parnass geschafft haben, sondern – allenfalls noch Kenner/innen bekannt – im Vorhof des Vergessens gelandet sind. Vor, nach, neben Mozart wurde musiziert, komponiert, dirigiert, und davon hat sich auch das Genie genährt, hat Traditionen aufgenommen, Motive «geborgt» und komponistischen Austausch gepflegt.